Wir könnten so «amazing» sein

Die Schweiz vernachlässigt ihren vielleicht stärksten Trumpf: die Vielsprachigkeit.

Christophe Büchi

So geht Respekt vor Minderheiten: Karikatur aus dem *Nebelspalter*, 1917.

Lausanne

Neulich kam ich im Zug zwischen Zermatt und St. Moritz mit einem reizenden jungen Paar aus Japan ins Gespräch. Nachdem meine Lebensgefährtin nichtsahnend erwähnt hatte, dass ich mich seit Jahren mit der mehrsprachigen Schweiz abgebe, packte freudige Erregung unser Vis-à-vis. Ob er mir eine Frage stellen könne, die ihn seit Tagen beschäftige, fragte mich der Mann.

Er wolle nämlich wissen, ob die Schweiz zuerst deutsch gewesen sei und danach die Franzosen eingebrochen seien, oder ob die Schweiz zuerst zu Frankreich gehört habe und dann die Deutschen einmarschiert seien. Und wie es komme, dass auf den Schweizer Banknoten neben Deutsch und Französisch noch zwei weitere Sprachen prangten – jedoch kein Englisch. Und ob sich die Schweizer mit ihren vielen Landessprachen dennoch verstünden? Ob es bei uns keine Bürgerkriege gebe? Und so weiter.

So toll, so erstaunlich

Gute Fragen! Obwohl vor dem Zugfenster gerade der berückende Canyon des Oberrheins vorbeizog und ich eigentlich am liebsten geschwiegen und nur hinausgeschaut hätte, bemühte ich mich, so gut wie möglich auf diese VFAQs *(very frequently asked questions)* zu antworten. Ich legte dar, dass die Schweiz gar nie zu Frankreich oder zu Deutschland gehörte (es sei denn, man bezeichne das frühere «Heilige Römische Reich deutscher Nation», dem die Schweiz einst angehörte, als «Deutschland» – was man nicht tun sollte); dass sich die Schweiz schon früh aus einem deutschsprachigen Teil und drei romanischsprachigen Territorien zusammensetzte; dass sich die Schweizer, obwohl sie seit 1938 vier offizielle Landessprachen besässen (vor der Anerkennung des Rätoromanischen als *quarta lingua* waren es drei), in der Regel ganz gut verstünden; dass es aber immer wieder zu Reibereien und politischen Spannungen komme; dass man hierzulande von einem «Röstigraben» zwischen deutscher und französischer Schweiz spreche; dass die italienische und die rätoromanische Sprachregion nicht immer das Gehör fänden, das sie eigentlich verdienten, weshalb man gelegentlich von einer 2,5-sprachigen statt der viersprachigen Schweiz sprechen müsse.

Meine japanischen Gesprächspartner hörten aufmerksam zu und stellten viele Zusatzfragen, unterbrochen von freudigen «Oh» und «Hm». Die Zeit verging wie im Flug, und schon hatten wir das Engadin erreicht. Kurz vor der Ankunft sagte ich dem höflichen Paar noch in einer tadelswerten Anwandlung von Narzissmus, wenn sie mehr zum Thema wissen wollten, könnten sie mein Buch über den «Röstigraben» lesen, das vor einigen Jahren auch auf Japanisch erschienen sei. Die Freude der sympathischen Japaner war jetzt übergross. Sie schüttelten uns die Hand, verneigten sich und sagten: «Switzerland is soo amazing!» Die Schweiz sei so toll, so erstaunlich! Sie wollten unbedingt wiederkommen und *amazing* Switzerland wiedersehen.

Verdienste unserer Ahnen

Wenn ich diese schöne Geschichte erzähle, dann nicht nur deshalb, weil sie schön ist (deswegen natürlich auch), sondern ebenfalls darum, weil sie etwas Wichtiges über unser Land aussagt. Man stellt nämlich immer wieder fest, dass die Mehrsprachigkeit der Schweiz in den Augen vie-

Bild: Nebelspalter Verlag/Johann Friedrich Boscovits

ler Ausländer eines der interessantesten und erfreulichsten Merkmale unseres Gemeinwesens darstellt. Weit entfernt davon, nur ein folkloristisches Überbleibsel der Vergangenheit zu bilden, ist diese Vielsprachigkeit vielmehr ein moderner und – angesichts der weltweiten Globalisierung – ausgesprochen zukunftsweisender Aspekt.

In einer Zeit, da die Welt zu einem «globalen Dorf» zusammenwächst, in dem Kontakte wie auch Konflikte zwischen den Kulturen immer zahlreicher werden, könnte die Schweiz ihr Savoir-faire und Savoir-vivre in Sachen Mehrsprachigkeit durchaus etwas anpreisen. Doch staune ich immer wieder darüber, wie wenig unser Land unternimmt, um diesen seinen vielleicht stärksten Trumpf auszuspielen und – warum nicht? – auch als USP (Alleinstellungsmerkmal) im internationalen Landesmarketing einzusetzen.

Sinnvoll wäre dies gerade zu einer Zeit, da andere nationale Alleinstellungsmerkmale – etwa die Exzellenz unserer Banken – einiges von ihrer Strahlkraft verloren haben. Sicher, die Schönheit unserer Landschaften bleibt gross, auch wenn wir einiges tun, um sie zu verschandeln und zu zersiedeln. Sicher, die Schweiz gilt im internationalen Vergleich immer noch als sauber und sicher, auch wenn es eine heile Heidi-Welt auch hier nicht gibt. Die Schweiz hält also nach wie vor viele gute Karten in der Hand. Aber doch nicht so viele, dass sie einen ihrer besten Trümpfe – eben: ihre Mehrsprachigkeit und Multikulturalität – nicht ausspielen sollte.

Dies bedeutet allerdings nicht, die Schweizer sollten sich aufplustern und ihr Land als die beste aller möglichen mehrsprachigen Welten darstellen und verkaufen. Auch in der Schweiz gleicht das Zusammenleben der Sprachgruppen, zu denen neben den einheimischen notabene auch die *English speaking community* sowie die Sprecher der Immigrationssprachen (Portugiesisch, Serbokroatisch, Türkisch, Albanisch usw.) gehören, oft mehr einem Nebeneinander als einem Miteinander.

Erstaunt stellt man zudem immer wieder fest, wie wenig manche Deutschschweizer und Romands über die anderen Landesgegenden wissen. Wobei die italienischsprachigen Schweizer und die Rätoromanen von diesem Befund ausgenommen werden müssen: Sie stellen die besten Ambassadeure der *idée Suisse*-Mehrsprachigkeit dar.

Es ist auch nicht so, wie dies manchmal a posteriori postuliert wurde, dass die Eidgenossenschaft gegründet wurde, um deutsche Kultur und romanische Zivilisation in einer friedlichen Synthese zu verschmelzen und eine Stätte der Begegnung zwischen den europäischen Kulturen zu bilden. Was zutrifft: Die Mehrsprachigkeit der Schweiz ist erst nach und nach entstanden und stellt mehr das Produkt historischer Zufälle als das Werk eines

hellseherischen politischen Willens dar. Unseren Ahnen kommt aber das Verdienst zu, aus dieser Mehrsprachigkeit das Beste gemacht – oder, um es weniger emphatisch zu sagen, sie in friedliche Bahnen gelenkt zu haben.

Anfänge auf Deutsch

Am Anfang war die Eidgenossenschaft eine deutschschweizerische Erfindung. Zwar findet man es berührend, wenn man zuhört, wie 1.-August-Redner in der französischen Schweiz – bestrebt, einige Worte über den 1. August 1291 zu sagen, bevor sie auf aktuellere Themen überwechseln – von «unseren Vorfahren» in Uri, Schwyz und Unterwalden reden. In Wirklichkeit aber haben die Eidgenossen in der «Suisse primitive» (so wird hierzulande der Begriff «Urschweiz» übersetzt) wohl durchwegs alemannische Mundarten gesprochen. Anders gesagt: Die ersten Kapitel der Schweizer Geschichte wurden auf Deutsch geschrieben – wenn man davon absieht, dass der Bundesbrief von 1291 in lateinischer Sprache abgefasst ist.

Die Schweiz könnte ihr Savoir-faire und Savoir-vivre durchaus etwas anpreisen.

Das heisst nun aber nicht, dass die romanischen Sprachgebiete erst spät zur Schweiz gestossen wären. Bereits im späten Mittelalter dehnte sich die Eidgenossenschaft in den Tessin und in den romanischen Westen aus, und bereits zu Beginn des 16. Jahrhunderts hatte sie ihre Fühler in den rätoromanischen Raum ausgestreckt und war mit Graubünden ein Bündnis eingegangen. Die Schweiz ist somit seit einem halben Jahrtausend viersprachig. Die Mehrsprachigkeit der Eidgenossenschaft gehört also zu ihr fast von Geburt an.

Allerdings setzte sich die «alte Eidgenossenschaft», wie der Bund bis 1798 genannt wurde, aus dreizehn Kleinstaaten oder «Orten» zusammen, von denen ausser dem zweisprachigen Freiburg alle durch und durch alemannisch waren. Die romanischsprachigen Gebiete dagegen bildeten teils Untertanenländer der Kantone (wie die Waadt oder das Tessin) oder aber zugewandte Orte oder Verbündete mit beschränkten Mitspracherechten (Graubünden, Wallis, Genf usw.).

Insgesamt eine Erfolgsgeschichte

Erst die 1798 gegründete Helvetische Republik machte die Schweiz zu einem Vielsprachenland, in dem Bürger unterschiedlicher Sprache gleichberechtigt zusammenlebten. Und erst der 1848 gegründete Bundesstaat vollzog mit der verfassungsrechtlichen Anerkennung des Deutschen, Französischen und Italienischen als Nationalsprachen den entscheidenden Schritt zum Mehrsprachenstaat (das Rätoromanische wurde, wie erwähnt, erst in den 1930er Jahren als Landessprache anerkannt). Dennoch verfügt die deutschsprachige Schweiz, weil sie mehr als zwei Drittel der Bevölkerung ausmacht, bis heute über ein Übergewicht, unter dem die anderen Landesteile gelegentlich ächzen. Die Schweiz hat also keineswegs alle Sprachprobleme aus der Welt geschafft.

Aber das Erstaunliche an diesem Gemeinwesen besteht nicht so sehr darin, dass auch hier gelegentlich Spannungen zwischen den Sprachgruppen auftreten, sondern vielmehr, dass diese nicht häufiger und nicht heftiger sind. Eine Vielzahl von Faktoren kann dafür verantwortlich gemacht werden.

Zuerst einmal sorgt die föderale Struktur des Staates dazu, dass viele Probleme, die zu Spannungen zwischen den Sprachgruppen Anlass geben könnten, auf die kantonale Ebene verlagert werden. Die meisten Romands und die Tessiner gehören in ihren Kantonen zur Sprachmehrheit, was ihre Minderheitsposition auf nationaler Ebene abfedert (eine Ausnahme bilden allerdings die französischsprachigen Bernjurassier, die sowohl auf kantonaler als auch eidgenössischer Ebene eine Minderheit darstellen). Dann spielt die Tatsache, dass die

Cartoon: Kai Felmy

Sprachminderheiten in der Landesregierung wie in den meisten staatlichen Institutionen einigermassen angemessen vertreten sind, ebenfalls eine besänftigende Rolle.

Auch die polyzentrische Struktur des Landes trägt zum Gleichgewicht bei. Die wirtschaftlich starken Agglomerationen Zürich, Basel und Genf sind zwar bedeutend, aber nicht hegemonial. Die Schweizer Hochschulen sind über das ganze Land verteilt. Auch bei der Einkommensstruktur stellt man kein krasses Gefälle zwischen den Sprachregionen fest, selbst wenn die Deutschschweizer auch pro Kopf über etwas mehr wirtschaftliche Ressourcen verfügen dürften.

Ohne Frage: Die Schweiz stellt auch bezüglich Mehrsprachigkeit gesamthaft eine Erfolgsgeschichte dar. Und sie hätte deshalb allen Grund und das Recht, diese Leistung etwas mehr ins Schaufenster und etwas weniger unter den Scheffel zu stellen. Die Mehrsprachigkeit unseres Landes ist aber nicht nur ein schönes Verkaufsargument und eine gute Karte für das Tourismusmarketing, sie hat auch handfeste Vorteile, nicht zuletzt wirtschaftlicher Art.

Das Erstaunliche besteht darin, dass Spannungen zwischen den Sprachgruppen nicht heftiger sind.

Drei Beispiele nur: Nicht wenige internationale Unternehmen lassen sich in der Schweiz nieder, weil sie hier eine multikulturelle Ambiance und mehrsprachiges Personal finden. Französische Gruppen kommen in die Schweiz, um hier den Einstieg in den nordeuropäisch-germanischen Markt zu versuchen. Und Unternehmen aus Nordeuropa sind in der Schweiz, um den Sprung nach Südeuropa und in den lateinischen Raum vorzubereiten. Die Mehrsprachigkeit gehört also durchaus auch zu den Vorteilen des Wirtschaftsstandorts Schweiz. Es schiene grobfahrlässig, diesen Aspekt zu vernachlässigen.

Schule der Demut

Schliesslich sollte die Mehrsprachigkeit auch in der Aussenpolitik vermehrt «vermarktet» werden. Die Schweiz verfügt hier über ein Know-how, das auch andere europäische Länder interessieren und inspirieren könnte. Viele Staaten im ehemaligen Ostblock und im Balkan, von der Ukraine nicht zu sprechen, sind mit komplizierten Minderheitsfragen konfrontiert. Die Schweiz könnte da vermehrt Hilfe bieten, ohne sich penetrant als Modell anbieten zu wollen. Unser Land zeigt, wie Respekt vor sprachlichen Minderheiten geht. Wobei dies natürlich nicht bedeutet, dass die Schweizer Lösungsansätze tel quel auf andere Länder übertragen werden können.

Gelebte Mehrsprachigkeit ist aber auch für den einzelnen Menschen eine gute Sache. Erstens verbessert sie die Wettbewerbsfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt und erleichtert die Kontakte auf Reisen und selbst im Alltag. Zweitens fördert sie die geistige Öffnung für andere Kulturen, was in der heutigen globalisierten Welt immer wichtiger wird. Drittens ist sie eine Schule der Demut: Selbst der intelligenteste Nobelpreisträger ist ein kleines Kind, wenn er die Sprache seines Gärtners lernen will. All dies ist gut für den Einzelnen und für das Zusammenleben in der Gesellschaft.

Gut für den Kopf

Übrigens haben Hirnforscher festgestellt, dass Menschen, die regelmässig mit mehreren Sprachen jonglieren müssen, geistig angeregt werden (nachzulesen etwa in: Albert Costa, «The Bilingual Brain», Penguin Books 2021). Dies bedeutet natürlich nicht, dass zwei- und mehrsprachige Menschen intelligenter sind als andere. Die geistige Flexibilität, die durch den Gebrauch mehrerer Sprachen trainiert wird, kann natürlich auch mit anderen intellektuellen und künstlerischen Betätigungen geübt werden: mit Musik, dem Rubik-Würfel, lateinischer Grammatik und vielem anderem mehr. Aber Mehrsprachigkeit ist gut für den Kopf, kein Zweifel.

Die Schweiz und die Schweizer hätten also allen Grund, nicht nur am 1. August auf ihre Mehrsprachigkeit zu pochen, sondern deren Pflege und Förderung zu einer vorrangigen politischen Aufgabe zu machen. Davon sind wir allerdings weit entfernt. Nicht dass nichts getan würde. Allein der Unterricht der Landessprachen in den öffentlichen Schulen kostet die Kantone und die Eidgenossenschaft jährlich Millionen – wobei nicht immer sicher ist, ob diese Investitionen immer bestmöglich angelegt sind. Auch die Stiftung Pro Helvetia, der unter anderem ebenfalls die Förderung der kulturellen Kontakte und der Verständigung zwischen den Sprachregionen obliegt, macht in diesem Bereich einiges, obwohl sich die aufgebrachten Mittel für ein wohlhabendes Land wie die Schweiz eher bescheiden ausnehmen. Vor allem steckt der Bund viel Geld in die Übersetzungstätigkeit der öffentlichen Institutionen und Verwaltungen. Dennoch wird man das Gefühl nicht los, dass die Schweiz für die Förderung der Mehrsprachigkeit wesentlich mehr machen könnte und sollte, etwa in der Berufsbildung.

Es ist an der Zeit, die falsche Bescheidenheit abzulegen und aus der Mehrsprachigkeit der Schweiz einen wirklichen Trumpf zu machen. Es geht hier nicht um Folklore, sondern um die Zukunft des Landes und um die Stärkung eines Standortvorteils. *Hopp Schwiiz! Courage, les Suisses! Avanti popolo!* Packen wir es an. Wir könnten so «amazing» sein.

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweiz-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (NZZ Libro).

Zurich, zero points!

Den Bach runter: Corine Mauch.

Dass sich der Sitz der Schweizer Regierung in Bern befindet, spielt in der Selbstwahrnehmung vieler Zürcherinnen und Zürcher keine Rolle. Zürich ist für sie die wahre Hauptstadt der Schweiz. Hier befinden sich die grössten Medienhäuser, hier finden die spektakulärsten Konzerte und Shows statt, hier ist der Sitz des wichtigsten weltweiten Sportverbands, hier geschäften die Banken, hier pulsiert das Leben wie sonst nirgends in der Schweiz.

Zumindest war das mal so. Die Verweigerung der SRG, der grössten Stadt des Landes die Austragung des Eurovision Song Contest anzuvertrauen, ist nur ein weiterer Zürcher Schritt ins Abseits. Der schleichende Bedeutungsverlust hat am Fusse des Üetlibergs schon lange eingesetzt. Das Zürcher WTA-Tennis-Turnier ist Schnee von gestern. Das Reitturnier CSI Zürich hat den Betrieb eingestellt, das Rad-Weltcup-Rennen «Züri Metzgete» ist schon lange auf der Schlachtbank für Sportveranstaltungen gelandet, Freestyle.ch wurde von der Landiwiese vertrieben ins Nirgendwo – und sogar dem Züri Fäscht, der grössten Party des Landes, werden solch aufwendige Auflagen gemacht, dass es auf dem Sterbebett für Volksanlässe liegt. Auch mit der Street Parade dürfte es früher oder später den Bach (bzw. die Limmat) runtergehen. Und die Fifa befindet sich bereits mitten im Umzug in die USA und nach irgendwo. Die Zürcher Regierung wird wohl erst dann bemerken, was sie am Fussballweltverband hatte, wenn dieser ganz weg ist.

Punkten kann Zürich durch ein bald flächendeckendes Tempo-30-Netz, durch Klimakleber an jeder Strassenecke und durch ein brandneues Fussballstadion – wobei Letzteres erst als Luftschloss existiert und an der Basler Fasnacht.

Die Stadtregierung um Corine Mauch wird kaum etwas machen, dass sich dies ändert. *Thomas Renggli*

Bild: Michael Buholzer/Keystone